

Ringvorlesung 2009/10
»Was ist eine Übersetzung?«



EINFÜHRUNG
(6.10.2009)

Arno Dusini

Liebe Kolleginnen und Kollegen, Spektabilis, sehr geehrte Studierende, sehr geehrte Damen und Herren!

»Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen«. Dieser Satz stammt von einem, der von klein auf, von zuhause davonlaufend, verschiedene Sprachen sich anzueignen trachtete, der sich lebenslang mit den klassischen europäischen Sprachen Griechisch und Latein auseinandergesetzt hat, der sich ohne Scheu im Französischen, Italienischen, im Englischen und Spanischen umgetan hat; von einem, der sich Verschiedenstes nicht nur selbst übersetzte, Benvenuto Cellini etwa, Lord Byron, Pierre Corneille, das Hohelied Salomonis, Madame De Stael, Denis Diderot, Euripides, Homer, James Macpherson, Alessandro Manzoni, Pindar, William Shakespeare, Sophokles, Terenz, Voltaire; von einem, der noch im hohen Alter arabische Schriftzüge und Buchstaben mit eigener Hand nachmalte.

»Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen«. Dieser so einfache wie implikationsreiche Satz, ein Satz übrigens aus dem Jahr 1821, dieser Goethesche Satz findet sich in den sogenannten »*Maximen und Reflexionen*«, als 91. Stück, als ein Stück also unter anderen. Ich stelle ihn an den Anfang einer Vorlesungsreihe, in die einzuführen ich die nicht ganz einfache Aufgabe habe. Und ich werde für meine einführenden Bemerkungen nicht die gesamten 90 Minuten in Anspruch nehmen, die für diese Vorlesung regulär vorgesehen sind.

Ich werde erstens einige Informationen zum Vorlesungskonzept selbst machen. Zum zweiten werde ich etwas zum Kontext sagen, in dem diese Ringvorlesung steht. Und drittens möchte ich drei Aspekte skizzieren, die mir zentral erscheinen im Bezug auf unser Projekt und das Verständnis dessen, wie man »übersetzen« denken könne.

I. Zum ersten. »Was ist eine Übersetzung?« So lautet der Titel der Ringvorlesung, deren Programm Sie vor sich haben. Ich frage: Ist der Titel eine rhetorische Frage? Vielleicht mehr noch ist er eine Form des Fragens, eine Frageform. Das Fragen weiss nie, *welche* Sprachen ihm antworten. Es weiß nicht einmal, *wieviele* Sprachen ihm antworten. Beispielsweise wüsste ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wie viele Sprachen aus den Titeln der einzelnen Vorlesungen sprechen. Sechs? Sieben? Elf? Ist »Mittelhochdeutsch« eine Sprache? Was heißt »viersprachig«? Welche Sprache spricht ein »chinesischer« Dichter? Wieviele Sprachen sprechen »zwischen den Zeilen«? Ich wüsste nicht einmal zu sagen, wieviele Sprachen von den Vortragenden gesprochen werden: das Ergebnis wäre, so vermute ich, erstaunlich. Und wüssten wir denn zu sagen, wieviele Sprachen in diese Frageform hineinhören? Auch nur hier und jetzt, in diesem Moment: »Was ist eine Übersetzung?« Das Ergebnis wäre vermutlich nicht weniger erstaunlich. Was tun wir mit dieser Vielfalt, mit diesem unglaublichen Reichtum? Was tun wir damit, dass im Sprechen, auch in unserem eigenen (vor allem im eigenen) immer mehrere Sprachen mitsprechen? Mitsprechen, ob wir wollen oder nicht? Warum wissen wir so wenig darüber? Um den Goetheschen Satz in Frageform zu übersetzen: Welches ist das »Wissen«, das die Sprachen in der »eigenen« ermöglichen? Wüssten wir *überhaupt* etwas, ohne jene anderen Sprachen? Müssten wir mehr als bei der Lektüre dieses Satzes uns vorschnell dem Gegensatz von »fremd« und »eigen« auszuliefern – müssten wir nicht die Drohung betonen, die in der zweiten Negation dieses Satzes steckt: »Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen«.

Der »*Vocabulaire européen des Philosophies*«, ein Werk, das zuerst 2004 erschienen ist, etwa 400 zentrale Begriffe des abendländischen Denkens umfasst und diese durch weit über ein Dutzend europäischer oder für Europa grundlegender Sprachen durchdekliniert (vom Hebräischen über das Arabische und Baskische bis hin zum Ukrainischen); dieser Wortschatz, der unter der Leitung von Barbara Cassin gehoben wurde, unter Mitarbeit von mehr als 250 aus aller möglichen Herren Ländern zusammengezogenen Autorinnen und Autoren; dieses »Wörterbuch«, das eigener Absicht und Anlage zufolge nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft gerichtet ist; es bezeichnet sich im Untertitel – vollkommen unparadox – als »*Dictionnaire des Intraduisables*«, also als »Diktionär des Nicht-Übersetzbaren, des Unübersetzbaren, des Unübersetzlichen«. Was könnte das für

unser Verständnis von »übersetzen« bedeuten? Zu den »nicht-übersetzbaren«, »unübersetzbaren«, »unübersetzlichen« Begriffen dieses Buches gehört auch »traduire«. Die Explikation des Lemmas erstreckt sich über 16 eng bedruckte Seiten und nennt allein im Kopfteil des Artikels 19 Verben aus dem Griechischen, dem Lateinischen, dem Deutschen und dem Englischen, die wie Scheinwerfer ihr Licht auf jenes »traduire« werfen, dem das Deutsche mit »dolmetschen, übersetzen, übertragen, überliefern« auf seine Weise nur je entspricht. Schon das Szenario des einen Lemmas weist nicht nur nachdrücklich auf die Grenzen und Vorentscheidungen, die das Konzept und die Vorstellung von zweisprachigen Wörterbüchern resp. Diktionären für unser Sprachendenken in unseren Köpfen etabliert. In Mehrsprachigkeit arbeitet der Wortschatz mit Divergenzen und Entsprechungen, die niemals in dem einen »treffenden« Wort gänzlich sich wiederzufinden bestimmt sind. Permanent leuchtet ein Begriff im Lichtstrahl anderer Sprachen und Sprachverwendungen: immer offen, ohne unpräzise zu sein; immer in »tangentialer« Berührung, ohne das Spektrum der Intensitäten zu verwischen; immer in transitiven Augenblicken der Begegnung, die den Unterschied bedeutend machen. Konsequenterweise gedacht, gibt es von daher kein Sprechen mehr über Übersetzung, kein »Meta« der Übersetzung, kein Aussen, das nicht von Vielsprachigkeit affiziert wäre. Es gibt nur mehr ein Sprechen im »übersetzen«, ein Sprechen im »Zwischenraum« der Zeilen, im »Zwischen« der Sprachen.

Lassen Sie mich, »zwischen den Zeilen«, aufmerksam machen auf den Vortrag, den der Anglist Klaus Reichert im Rahmen dieser Vorlesungsreihe halten wird. Wir freuen uns nicht nur, dass sowohl der Dekan als auch zwei Vizedekaninnen der philologisch-kulturwissenschaftlichen Fakultät an unserer Vorlesungsreihe beteiligt sind, wir freuen uns auch, dass das Dekanat sich des Themas in der besonderen Form eines Fakultätsvortrages, also eines Vortrages für die gesamte Fakultät, angenommen hat. Bitte notieren Sie (und wir haben uns bemüht, dies auch im Semesterplan graphisch hervorzuheben): Reicherts Vortrag findet nicht hier im Neuen Institutsgebäude statt, sondern im Universitätsgebäude am Ring, im Großen Festsaal, und zwar am 17. November 2009, 18 Uhr. Wir laden Sie nachdrücklich dazu ein. Reichert ist Präsident der »Akademie für deutsche Sprache und Dichtung Darmstadt«, er ist Herausgeber etwa der deutschsprachigen Ausgaben der Werke von James Joyce und Virginia Woolf, und er ist Übersetzer, unter anderem (wenn dieser Begriff bei dem Gegenstand überhaupt angebracht ist): des Hoheliedes und der Shakespeare-Sonette. Ich schließe anderes Organisatorisches gleich an: So wie die anderen Vorlesungen unserer Vorlesungsreihe wird auch Reicherts Vortrag aufgenommen werden und – unter der Rubrik »Dokumentation« als Audiodatei über die am Fußende Ihres Programms angegebene Internetadresse <http://metamorphosis.univie.ac.at> den Hörern und Hörerinnen der Vorlesung zur Verfügung gestellt. Wie Sie dem Programm darüber hin aus entnehmen können, findet die Vorlesungsprüfung schriftlich, zur gewohnten Zeit, am 26. Januar in

diesem Hörsaal statt. Und was die Anrechenbarkeiten betrifft: Generell anrechenbar ist die Prüfung zur Zeit für die Fächer der Germanistik, der Europäischen und Vergleichenden Sprach- und Literaturwissenschaft sowie für die Afrikawissenschaften; an der Anrechnung für die Fächer der Anglistik, Romanistik sowie Slawistik wird gearbeitet. Ich denke, auch die Klassische Philologie wird nichts gegen eine Anrechnung der Vorlesung einzuwenden haben. Und letztlich steht es Ihnen als Studierenden selbstverständlich frei, bei der jeweiligen Studienplanleitung persönlich eine Anrechnung zu erwirken.

II) Damit bin ich beim zweiten Punkt dieser meiner einführenden Bemerkungen. Die Ringvorlesung wurde konzipiert von vier Personen: Vizedekanin Andrea Seidler, Ao. Prof. für Finno-Ugristik am Institut für Europäische und vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaften; Lydia Miklautsch, Ao. Prof. für Ältere deutsche Literatur am Institut für Germanistik; Werner Michler, Ass.-Prof. für Neuere deutsche Literatur am Institut für Germanistik; und mir, ebenfalls Ao. Prof. für Neuere deutsche Literatur am Institut für Germanistik. Wobei die dreifache Nennung des Instituts für Germanistik, wie ich denke, für den Wagemut aller Beteiligten spricht. Die Ringvorlesung ist nämlich Teil eines größeren, im Aufbau befindlichen fakultären Projekts, das den Namen METAMORPHOSIS. ÜBERSETZEN. LABORATORIUM trägt.

Die zugrundeliegende Überlegung: Was, wenn nicht ein avancierterer Begriff von Übersetzung, könnte diese Fakultät geistig zusammenhalten?

Das Projekt betrachtet »Übersetzung« als notwendig zu reflektierende Schnittstelle zwischen sprach-, text- und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen. Nicht übersetzt: Es strebt »Auseinandersetzungen interdisziplinären Formats« an. Insbesondere wendet es sich an die Studierenden, mit dem Ziel, die Notwendigkeit, die Schwierigkeiten und Möglichkeiten von Übersetzung und Übersetzen sichtbar und nutzbar zu machen. Dass dies, in überlegter Weise, den Dialog und Austausch zwischen den verschiedenen philologischen und kulturwissenschaftlichen Studien- und Forschungsrichtungen befördern könnte, nehmen wir als gegeben an. Wenn ich hier von METAMORPHOSIS spreche, so ist dies vor allem aber auch als Einladung an alle anderen Institute der Fakultät zu verstehen, sich an der Projektplattform zu beteiligen. Die Laufzeit des Projekts ist nach vorne grundsätzlich offen. Und wir behalten uns vor, das Projekt nach Maßgabe des Erfolges als Grundlage für ein »Graduierten-Kolleg« bzw. eine »Forschungsplattform« der Fakultät zu nutzen.

Nur um anzudeuten, wovon wir hier reden. Der Autor Peter Waterhouse, der neben den genannten vier Personen im Board des Projekts aufscheint, hat für METAMORPHOSIS einen Text verfaßt, der, wie ich meine, des Denkens, des Durch- und Weiterdenkens, des beharrlichen Ausdenkens in hohem Masse wert ist. Ich erlaube mir, einen Passus aus diesem Text zu zitieren, zu kurz zu zitieren:

»Was sind Verwandlungen und Metamorphosen? Ovid spricht von ihnen in der Mehrzahl: *Metamorphoses*. Goethe spricht von ihnen in der Einzahl, unter anderem in der 1790 veröffentlichten Schrift *Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären*. Sind die Metamorphosen vielleicht etwas anderes als die Metamorphose? Im allerersten Vers des Epos beschreibt oder übersetzt Ovid die Metamorphosen als Veränderungen: "In nova fert animus mutatas dicere formas / corpora". *Mutare*, fortbringen, entfernen, wechseln, ändern, verändern, verwandeln. *Mutare iter*, einen anderen Weg einschlagen. Wird in Ovids Mehrzahl etwas zum Ausdruck gebracht, das sich nicht gleich bleibt, das den vorigen und originalen Zustand verläßt und die Verbindung zu ihm aufgibt, die Kontinuität und Identität verliert? Braucht Ovids Epos keine Kontinuität und hat seine Erzählung wenig Kohäsion? "Ich werde meiner Königin ins Meer folgen.' Doch als sie springen wollte, konnte sie sich nirgendwohin bewegen und haftete wie angenagelt am Felsen. Eine zweite wollte sich gerade trauernd an die Brust schlagen, wie sie es gewohnt war; da spürte sie, daß ihre Oberarme sich hart anfühlten. Eine dritte hatte gerade die Hände zu den Meereswogen gestreckt – da hält sie, zu Stein geworden, die Hände nach wie vor auf die Wogen gerichtet. Diese hier griff sich gerade am Scheitel ins Haar; im Haar erstarrten ihr plötzlich die Finger – man hätte es sehen können. Jede verharrte in der Haltung, in der sie überrascht wurde. Einige von ihnen wurden zu Vögeln; sie streifen auch heute noch jene Meeresfläche mit den Flügelspitzen, die Mädchen von Ismenus." (Prosaübersetzung von M[ichael] v[on] Albrecht) Diese Phönizierinnen sind also verwandelt in Stein und in Vögel. Ihr erster Zustand und ihr Leben davor ist beendet. Die Verwandlung ist eine Veränderung. Eine Ungleichung.«

»Verwandlung«, »Veränderung«, »Gleichung«, »Ergänzung«, »Ähnlichkeit«, »Differenz«, »Ungleichheit«, »Ausschluss«: das sind die Begriffe, die der Text von Peter Waterhouse über Namen wie Ovid, Goethe und Walter Benjamin auf das »Übersetzen« hin konstellierte (Vollständige Version auf der Website des Projekts, so Sie den Begriff »Metamórphosis« oder »Metamorphósis« anklicken).

Doch zurück. Hier ist der rechte Ort und dringend Zeit, Peter Waterhouse zu danken für dieses seine Arbeit, für einen Text, hinter den es für unser Projekt kein Zurück wird geben können. Es ist zu danken, genauer: »herzlich« zu danken. In einer Situation, in der kein oder

kaum Geld aufzubringen ist für solche Dinge, die nicht nur Dinge des Geistes sind, sondern akut in unsere gesellschaftliche Verfasstheit einreden, in einer solchen Situation kann man nur »von Herzen« danken. Expliziter, herzlicher Dank gilt auch den Vorträgen von Barbara Agnese und Waltraud Kolb. Und größter, herzlicher Dank Wolfram Seidler, der das Design der Website gestaltet hat und betreut. Auch das Herz läuft Gefahr, irgendwann Ermüdungen ausgesetzt zu sein, die auf den Geist gehen, wo sie doch eigentlich von langer Bank verschuldet sind. Dass unter Bedingungen, die auch die universitäre Selbstachtung verbieten müsste, Peter Waterhouse – in all seiner Erfahrung als Übersetzer – zudem ein Seminar zum Übersetzen Walter Benjamins anbietet (immer mittwochs, 12.00 – 13.30, Ü1 des Instituts für Germanistik), kann nur als Glücksfall verzeichnet werden: man wird an den anderen europäischen Fakultäten nach so einer Veranstaltung suchen gehen müssen. Und das hoffentlich nicht schon im nächsten Semester.

III. Doch genug des Dankens, genug des Lamentierens, genug des Organisatorischen. Ich komme zum dritten Punkt meiner Ausführungen, zu drei Problemen, die mir zentral erscheinen im Bezug auf unser Projekt und auf das Verständnis dessen, wie und in welchen Paradigmen man »übersetzen« denken könne, ja vielleicht denken muß. Was ich auszuführen gedenke? Skizzenhaftes mehr denn als Festgeschriebenes, Bruchstückhaftes mehr denn als Gefasstes, Unvermitteltes mehr denn als zu Ende Erklärtes: kurz, Problematisches, das ihre höchste Konzentration erfordert, wenn es überhaupt etwas taugen soll.

Das erste Problem, ohne das Übersetzung nicht zu denken ist, ist das der »Gewalt«. Der zweite problematische Aspekt betrifft die Vorstellung einer Dichotomie von Fremdsprachen und »eigener« Sprache, insofern sie ein kollektives Phantasma von Spracheinheit, Sprachanzem resp. Sprachautonomie aktiviert, instituiert und wachhält. Und das dritte Problem steckt in der Frage, ob mit dem Denken in Vielsprachigkeit nicht eine Figuration von Distanzierung und Distanz ins Spiel kommen könnte, die es erlaubt, Übersetzung als Form der »Anerkennung« zu begreifen.

*

III.1) Den ersten Aspekt, dass Übersetzen nicht ohne Gewalt zu denken ist, möchte ich konkret anhand eines Hinweises, eines darauf folgenden Beispiels und schließlich einer, ja vielleicht *der* klassischen Urszene der Übersetzung kurz andeuten.

a) Der Hinweis: Die amerikanische Romanistin und Komparatistin Emily Apter, von der ich mir wünschen würde, dass sie einmal im Rahmen unseres Projekts spricht, hat mit ihrem Buch »The Translation Zone« die Notwendigkeit herausgestellt, Übersetzung neu zu bestimmen, und zwar im Rahmen der Ereignisse, Informationen und Folgen von 9/11, also des Anschlags auf das World Trade Center am 11. September 2001 (*Emily Apter: The Translation Zone. A new comparative Literature. Princeton University Presse 2004*). Übersetzung, so Apter, sei im Radius dieser Ereignisse keine Sache mehr allein internationaler Beziehungen, keine mehr allein internationalen Handels, keine mehr kultureller Bildung, sondern viel fundamentaler eine Frage von Krieg und Frieden. Übersetzung als Kriegsinstrument, das erweise sich vor allem in dem, was angesichts von 9/11 nicht übersetzt wurde, nicht übersetzt werden konnte oder falsch übersetzt wurde; fehlende Übersetzungen, Mangel an Übersetzern und Übersetzungsfehler sind vor diesem Hintergrund tödlich. Vielleicht nur eine kleine, in Apters Buch nachlesbare Note am Rand: Der militärische Erfolg des Projekts, Soldaten mit Übersetzungcomputern in den Krieg zu schicken, endete, so die *New York Times*, schon beim Versuch der amerikanischen Nachrichtenoffiziere, nach einem Kaffee zu fragen.

b) Das Beispiel: Klaus Reichert hat eine Reihe seiner Aufsätze zu einem Buch zusammengestellt, das den anspielungsreichen Titel trägt: »Die unendliche Aufgabe. Zum Übersetzen« (München 2003). Im Vorwort zitiert Reichert eine im Rahmen der Diskussion um »Übersetzungen« immer wieder auftauchende Passage aus Friedrich Nietzsches »Die Fröhlichen Wissenschaften« (II, 83). Nietzsche kommentiert darin die Übersetzungspraktiken der alten Römer, und habe sich, so Reichert, »über die Indolenz der Römer in diesem Punkt geärgert«. Ich gebe die Nietzsche-Passage im folgenden kaum ausführlicher wieder als Reicherts Vorwort dies tut. Die Passage lautet: „... das römische Altertum selbst: wie gewaltsam und naiv zugleich legte es seine Hand auf alles Gute und Hohe des griechischen älteren Alterthums! Wie übersetzten sie in die römische Gegenwart hinein! Wie verwischten sie absichtlich und unbekümmert den Flügelstaub des Schmetterlings Augenblick! [...] was lag ihnen daran, dass der eigentliche Schöpfer Diess und Jenes erlebt und die Zeichen davon in sein Gedicht hineingeschrieben hatte! – als Dichter liessen sie diese ganz persönlichen Dinge und Namen und Alles, was einer Stadt, einer Küste, einem Jahrhundert als seine Tracht und Maske zu eigen war, nicht gelten, sondern stellten flugs das Gegenwärtige und das Römische an seine Stelle. Sie scheinen uns zu fragen: ‚Sollten wir das Alte nicht für uns neu machen und u n s in ihm zurechtlegen? Sollten wir nicht unsere Seele diesem todten Leib einblasen dürfen? denn todt ist er nun einmal: wie häßlich ist alles Todte!‘ Sie kannten den Genuß des historischen Sinnes nicht; das Vergangene und Fremde war ihnen peinlich, und als Römern ein Anreiz zur römischen Eroberung. In der That, man eroberte damals, wenn man übersetzte, – nicht nur, dass man das Historische

wegließ: nein, man fügte die Anspielung auf das Gegenwärtige hinzu, man strich von Allem den Namen des Dichters hinweg und setzte den eigenen an seine Stelle – nicht im Gefühl des Diebstahls, sondern mit dem allerbesten Gewissen des imperium Romanum.“ «

Was wollte man hier unterstreichen: »gewaltsam und naiv«, »die Hand legen auf«, das Desinteresse an »Zeichen«, dass jemand »Diess und Jenes erlebt«? Das »Nichtgelten« persönlicher Dinge? Die Auslöschung des »Namens«? Obstinat ist diese Passage von Akten der Depravierung durchzogen. Und ich denke, es versteht sich von selbst, dass das, was Nietzsche in der zeitlichen Logik einer Abfolge präsentieren kann, nicht allein dem Historischen Nacheinander vorbehalten ist. Sprachimperialismus ist eine umfassende Geste, die ihre Gewalt immer im Präsens austobt, in dem, was Nietzsche den »Flügelstaub des Schmetterlings Augenblick« nennt, in der Gegenwart. Die Gewaltsamkeit der Geschichte, so haben wir einmal gelernt, liegt gerade auch in der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: im gegenwärtigen Sprechen, im Auslöschen nicht nur einer vergangenen, entfernten, sondern in der Vernichtung gegenwärtiger, auch naher Sprachen. Mit dieser Passage aus den »Fröhlichen Wissenschaften« lässt sich die Frage nach der Gewalt des Übersetzens mithin in der Frage nach der Übersetzungsgewalt fundieren: Wer hat die Macht zu »übersetzen«?

c) Eine oder *die* Urszene. George Steiner, den wir zu einem Fakultätsvortrag im Rahmen dieser Vorlesungsreihe gerne eingeladen hätten, hat sein *opus magnum* zur Übersetzung nach jener biblischen Szene benannt, die den Übersetzungsdiskurs seit je unterströmt: *After Babel. Aspects of Language and Translation* (1975, 1992), zu deutsch: »*Nach Babel. Aspekte der Sprache und des Übersetzens*« ([Übersetzung der zweiten Ausgabe] Frankfurt am Main 2004). Wobei englisch »Babel«, wie ich dem Wörterbuch entnehme, anders als im Deutschen, mehrere Bedeutungen hat: »Babel, Babylon«; dann: »Wirrwarr, Durcheinander« und »Stimmengewirr«; schließlich: »grandioser Plan, großer Traum«. Dass das Buch eines Autors, der selbst übrigens fünf Sprachen spricht, aus dem Englischen übersetzt wurde, hat seinen Grund in eben jener zitierten Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen: Steiner wurde 1929 als Sohn österreichischer Eltern in Paris geboren, die Familie emigrierte 1940 in die USA. Nun.

Steiner zitiert eine, wie er schreibt, »unheimliche Bemerkung« aus den »*Tagebüchern*« Franz Kafkas, eine Bemerkung, die mitten in das Anliegen seines Buches trifft und dem babylonischen Turmbau eine höchst unerwartete Wendung gibt. Kafkas Bemerkung, wohlgermerkt in der Übersetzung des Buches von Steiner (Übersetzung von Monika Plessner unter Mitwirkung von Henriette Beese), lautet: »Wir graben die Grube von Babel aus«. Merkwürdiger Satz das, merkwürdig nicht nur für die, die durch Kafkas Sprachschule gegangen sind. »Wir graben die Grube von Babel aus«. Meines Wissens hat es diesen Satz bei

Kafka noch nicht gegeben. Max Brod überliefert unter den »Fragmenten und losen Blättern« den Satz: »Wir bauen den Schacht von Babel«. Die »unheimliche« Bemerkung, von der Steiner spricht: »Wir bauen den Schacht von Babel« – sie wird in der Übersetzung »unheimlicher«: »Wir graben die Grube von Babel aus«. In seiner Übersetzung aus dem Englischen gleitet der Kafkasche Satz hinüber in eine durch Versetzung gebrochene Todesarchäologie. »Eine Grube ausgraben«? Wie hat man sich das vorzustellen: Die Grube, die gegraben wurde, wird ausgegraben? Das ist tatsächlich ein »unheimlicheres« Bild. Als spräche der zitierte Nietzsche daraus: »Sollten wir das Alte nicht für uns neu machen und uns in ihm zurechtlegen? Sollten wir nicht unsere Seele diesem toten Leib einblasen dürfen?« Der Kafkasche Satz implodiert zeitlich, zeitgeschichtlich – im verkehrten Bild von Babel, im Tiefbau, tut sich, noch bevor es sichtbar wird, das Bild nach Babel auf. Die Übersetzung selbst ist Ausgrabung, die Gegenwart der Szene von ihrer Nachzeitigkeit erfasst. Aber: Wäre da nicht genau jenes »nach« oder »after« in Kraft, das Steiners Buchtitel aufruft? In Kraft setzt als eine Präposition, die den Raum des Übersetzens über den Singular individueller Erfahrung hinaus an den Abgrund führt? Ich zitiere jetzt die Genesis-Stelle 11,1-9 nicht, weder in der Übersetzung nach Martin Luther, noch in der nach Martin Buber und Franz Rosenzweig, oder nach einer anderen Fassung. Sie wissen, dass die biblische Szene immer negativ konnotiert ist. Vielsprachigkeit inszeniert als Strafe; Mißverständnis als Urteil, nicht als Chance. In Anlehnung an Voriges: Übersetzungsgewalt und Gewalt der Übersetzung gehen schon in der biblischen Szene eine Komplizenschaft ein, die bis heute alle Rede vom »übersetzen« traumatisiert. George Steiner weicht weder der Vielsprachigkeit noch dem Mißverständnis aus, wenn er schreibt, »daß Babel zugleich ein Desaster und – dies ist die Herkunft des Wortes Desaster – ein Sternenregen für die Menschheit war« (*»Nach Babel«, XIII*).

*

III.2) Ich mache einen großen Sprung. Der zweite Aspekt, auf den ich eingehe, betrifft, wie angekündigt, die so geläufige Dichotomie von Fremdsprachen und »eigener« Sprache, die ich dort für problematisch halte, wo sie ein kollektives Phantasma von Spracheinheit, Sprachganzem resp. Sprachautonomie inauguriert. Ich greife auf einen Text zurück, den ihr Autor noch am Abend des Vortrags, dem 24. Juni 1813, seiner Frau gegenüber als »ziemlich triviales Zeug« klassifiziert hat, um den aber bis heute niemand herum kommt, der sich mit dem Thema der Übersetzung beschäftigt: Friedrich Schleiermachers Akademie-Rede »*Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens*« von 1813. Die für unseren Zusammenhang relevante Stelle steht direkt zu Beginn der Rede. Schleiermacher: »Die Thatsache, daß eine Rede aus einer Sprache in eine andere übertragen wird, kommt uns unter mannigfaltigen Gestalten entgegen.« Das scheint einfach. Was folgt, ist Sprengstoff. Schleiermacher nämlich

lenkt unter dem Leitmotiv von »Mannigfaltigkeit« Schritt für Schritt vom Allgemeinen hin auf den individuellen Sprecher. Zitat:

»Wenn auf der einen Seite dadurch Menschen in Berührung kommen können, welche ursprünglich vielleicht um den Durchmesser der Erde von einander entfernt sind; wenn in eine Sprache aufgenommen werden können die Erzeugnisse einer andern schon seit vielen Jahrhunderten erstorbenen: so dürfen wir auf der andern Seite nicht einmal über das Gebiet einer Sprache hinausgehen, um dieselbe Erscheinung anzutreffen. Denn nicht nur daß die Mundarten verschiedener Stämme eines Volkes und die verschiedenen Entwicklungen derselben Sprache oder Mundart in verschiedenen Jahrhunderten schon in einem engeren Sinne verschiedene Sprachen sind, und nicht selten einer vollständigen Dolmetschung untereinander bedürfen; selbst Zeitgenossen, nicht durch die Mundart getrennte, nur aus verschiedenen Volksklassen, welche durch den Umgang wenig verbunden in ihrer Bildung weit auseinander gehen, können sich öfters nur durch eine ähnliche Vermittlung verstehen. Ja sind wir nicht häufig genöthiget, uns die Rede eines andern, der ganz unseres gleichen ist aber von anderer Sinnes und Gemüthsart, erst zu übersetzen? wenn wir nämlich fühlen daß dieselben Worte in unserem Munde einen ganz andern Sinn oder wenigstens hier einen stärkeren dort einen schwächeren Gehalt haben würden als in dem seinigen, und daß, wenn wir dasselbe was er meint ausdrücken wollten, wir nach unserer Art uns ganz anderer Wörter und Wendungen bedienen würden: so scheint, indem wir uns dieses Gefühl näher bestimmen, und es unser Gedanken wird, daß wir übersetzen.« Schleiermacher macht mit seiner – heute würde man sagen – soziolinguistischen Auffaltung des Problems aber da nicht Halt. Schleiermachers Rede, die Übersetzen als konkreten zwischenmenschlichen Verständigungsprozess definiert, dreht in einer erstaunlich modernen Volte die Bewegung der Argumentation in das Individuum selbst: »Ja«, so Schleiermacher, »unsere eigenen Reden müssen wir bisweilen nach einiger Zeit übersetzen, wenn wir sie uns recht wieder aneignen wollen.« Bei diesem Satz wäre länger einzuhalten, länger schon einzuhalten in Schleiermachers Text, der davon spricht, dass jeder einerseits »in der Gewalt der Sprache« sei, »die er spricht; er und sein ganzes Denken ist ein Erzeugniß derselben«; dass aber andererseits »jeder freidenkende geistig selbstthätige Mensch auch seinerseits die Sprache« bilde. Ich möchte hier die Bestimmung des Subjekts als eines der Übersetzung seiner selbst Bedürftigen nur unterstreichen und sagen, dass die Konzentration auf ein mannigfaltiges sprachliches Subjekt eben gerade nicht vergessen machen kann, dass Schleiermacher schon im Eingangsteil seiner Rede vor allem eines radikal dekonstruiert: und zwar jene »Totschlägerreihe«, aus der es »herauszuspringen« gilt, wie Kafka einmal in seinen »*Tagebüchern*« schreibt; d.h. jene unheilvolle »Existenzreihe«, die Giorgio Agamben einmal in die Komponenten »von Sprache [linguaggio] – Grammatik [Sprache (lingua)] – Volk – Staat« zerlegt hat und von der er sagt, dass man sie »an irgendeinem Punkt« »sprengen« müsse, wolle man in Denken und Handlung »auf der Höhe der Zeit« bleiben. (*Giorgio*

Agamben, Die Sprachen und die Völker. In: Mittel ohne Zweck. Aus dem Italienischen von Sabine Schulz. Berlin 2001).

*

III.3) Ich komme damit zum letzten Punkt, bleibe beim Text Schleiermachers und bitte sie, das Konzept einer »Mannigfaltigkeit« von Sprache auch dort gegenwärtig zu halten, wo man an die »eine« Sprache denken möchte. Die berühmteste und meistzitierte Stelle aus Schleiermachers Rede ist jene, an der Schleiermacher von den »Wegen« spricht, die eine Übersetzung einschlagen könne. Schleiermacher: »Meines Erachtens gibt es deren nur zwei. Entweder der Uebersetzer läßt den Schriftsteller möglichst in Ruhe, und bewegt den Leser ihm entgegen; oder er läßt den Leser möglichst in Ruhe und bewegt den Schriftsteller ihm entgegen. Beide sind so gänzlich voneinander verschieden, daß durchaus einer von beiden so streng als möglich muß verfolgt werden, aus jeder Vermischung aber ein höchst unzuverlässiges Resultat nothwendig hervorgeht, und zu besorgen ist daß der Schriftsteller und Leser sich gänzlich verfehlen. Der Unterschied zwischen beiden Methoden, und daß dieses ihr Verhältnis gegen einander sei, muß unmittelbar einleuchten«. Auf's erste scheint die Sache klar, vielleicht zu klar: Der eine Weg entspricht der Situation, die Nietzsche an den Römern illustrierte: Man bringt den Schriftsteller so in die eigene Sprache, dass er nicht mehr weiß, wo er herkommt. Diese Art der Übersetzung, so Schleiermacher etwas differenzierter, »wird vollkommen sein in ihrer Art, wenn man sagen kann, hätte der Autor eben so gut deutsch gelernt, wie der Uebersetzer römisch, so würde er sein ursprünglich römisch abgefasstes Werk nicht anders übersetzt haben, als der Uebersetzer wirklich gethan«. Vorausgesetzt, die Übersetzerinnen oder Übersetzer werden überhaupt genannt, bildet sich dieser von Schleiermacher markierte Wege bis heute in die Titulaturen der übersetzten Werke ab mit Formeln wie »Verdeutsch von...« »Deutsch von ...«; Ins Deutsche übertragen von ...«. Der andere, der zweite Weg, den Schleiermacher nennt, ist der, dass der »Uebersetzer bemüht« ist, »durch seine Arbeit dem Leser das Verstehen der Ursprache, das ihm fehlt, zu ersetzen. Das nämliche Bild«, das er selbst »durch die Kenntnis der Ursprache von dem Werk gewonnenen«, »sucht er den Lesern mitzutheilen, und sie also an seine ihnen eigentlich fremde Stelle hinzubewegen«. Wir kennen prominente Beispiele, die dem Leser oder der Leserin seine Sprache dergestalt fremd machen, etwa Hölderlins Sophokles Übersetzung, Rudolf Borcharts Übersetzung der »*Divina Commedia*«, die Übersetzung der Werke Jacques Lacans. Da müsste dann stehen: »Übersetzung aus dem Französischen«, »Aus dem Italienischen von ...«, »Aus dem Englischen übertragen von ...«. Doch so einfach ist das nicht, und ich bin weit davon entfernt, die beiden von Schleiermacher bezeichneten »Wege« als ausschließliche betonen zu wollen. Vielleicht sollte man »Wege« anders übersetzen und von »Richtungen« sprechen. Goethe, in seiner Rede zum Tod Martin

Wielands, spricht fünf Monate vor Schleiermachers Berliner Akademieauftritt diesbezüglich von zwei »Übersetzungs-Maximen« (»*Zu brüderlichem Andenken Wielands*«). Wie immer... Schleiermachers Gedanke der »Mannigfaltigkeit der Gestalten der Übersetzung« macht das Entscheidende und immer wieder zur Reflexion Herausfordernde der beiden Richtungen kenntlich: das Faktum nämlich, dass im Verhältnis der Sprachen zueinander verschiedene Distanzen angelegt sind, unterschiedliche, die auf je verschiedene Weise auch von unserem Sprechen aufgenommen werden können: der oder die Sprechende begibt sich nicht nur hinüber auf die andere Seite oder eben nicht, sondern er oder sie gehen einen Weg. D.h. der oder der Sprechende kann sich gleichsam unterwegs, in verschiedensten Entfernungen, Nähen, Fernen zum Gegenüber verhalten. Kann »Chinesisch« sprechen oder »Spanisch«, eine »Fremdsprache« oder seine »eigene«; die Sprache der sozialen Klasse oder eine Fachsprache. Was ich damit sagen will: man verhält sich nicht erst in dem, was man sagt, sondern schon darin, dass man die eine oder andere Sprache spricht. Schon darin liegt alle Vorentscheidung. Der berüchtigte Topos von »Treue« und »Untreue« einer Übersetzung unterschlägt genau diese Möglichkeit sprachlichen Verhaltens: in ihm wird die Position des Anderen als zur Auslöschung gebracht gedacht oder restlos angeeignet, in der einen Sprache, in dem einen Namen.

»Babel ist ein Desaster«: Welche Sprachen muss man sprechen, um in diesem Disaster die Sterne zu erkennen?

Übersetzen, permanent übersetzen, verschiedensprachig zu übersetzen, das ist, soweit ich sehe, der einzige Weg einer Anerkennung von Differenzen und Übereinstimmungen, der das Andere auch als Konflikt nicht verleugnet.

*

Ich bin gespannt, wie – zwischen Hüben und Drüben – die Übersetzungslinien in dieser Vorlesungsreihe verlaufen. Ich wünsche ein gutes Semester. Danke.